

Antijudaismus in der christlichen Liturgie und Versuche seiner Überwindung

Univ.-Prof. Dr. Basilius J. Groen

*„T'en zijn de Joden niet, Heer Jesu, die u cruysten, ...
Ick bent, ô Heer, ick bent die u dit heb gedaen ...”*

*(aus „Hy droech onse smerten“ von Jacobus Revius, niederländischer evangelischer Pfarrer
und Dichter, 1586-1658)*

*(„Es sind nicht die Juden, Herr Jesus, die Dich kreuzigten ... Ich bin es, Herr, ich bin es, der
ich Dir dies antat ...“)*

1. Einführung

Bekanntlich und bedauerlicherweise ist die Beziehung zwischen Judentum und Christentum höchst ambivalent. Heute Abend werde ich auf das in fast allen christlichen Liturgiefamilien weit verbreitete Phänomen des Antijudaismus eingehen. Dieser Antijudaismus entstand als Folge der zunehmenden Entfremdung zwischen dem rabbinischen Judentum und dem am Anfang ebenfalls jüdischen „Weg“ (*hê Hodos*) derjenigen, die Jesus von Nazareth als den Messias betrachteten. Die Trennung, das gegenseitige Schisma zwischen Judentum und Christentum war ein langer und sehr komplizierter Prozess, der je nach Ort unterschiedlich war und bis zum zweiten, dritten Jahrhundert, mancherorts vielleicht bis zum vierten, fünften Jahrhundert dauerte. Auch danach gingen die Dialektik zwischen den beiden Religionen sowie gegenseitige Abgrenzungen – auch im Bereich des Gottesdienstes – weiter. Seitens des Christentums entstanden leider eine Haltung der Herabwürdigung des Judentums sowie eine heftige antijüdische Polemik, die sich nicht nur in gelehrten Traktaten sondern auch in mehreren liturgischen Gesängen, Gebeten und Ritualhandlungen niederschlug und gelegentlich in drastische antisemitische Beschimpfungen ausartete.

Hinsichtlich der Liturgie stellt die antijüdische Polemik keine Erfindung der lateinischen und byzantinischen Liturgen und Hymnendichter dar, sondern sie hat ihre Wurzeln schon in der Frühkirche selbst. Jüdische prophetische Selbstkritik, wie sie zum Beispiel von Jesaja, Jeremia, Ezechiel, Hosea und Micha geübt wird, sowie die Selbstkritik in der späteren jüdischen Tradition wurden von Christgläubigen gebraucht und missbraucht und gegen das ganze jüdische Volk gerichtet. Weiterhin stehen manche Schriften aus dem Neuen Testament, insbesondere das Johannesevangelium, denjenigen Juden und Jüdinnen, die Jesus nicht als den Messias annahmen, sehr polemisch gegenüber. Die lateinischen und byzantinischen Dichter beziehen sich auch auf die patristische Apologetik und auf gelegentliche Schimpftiraden gegenüber dem Judentum (u.a. Melito von Sardes, Ephräm der Syrer, Johannes Chrysostomos und Augustinus). Zudem spielt der gesellschaftliche Kontext eine Rolle, nämlich die Tatsache, dass das Judentum von der christlichen Übermacht – seit dem vierten Jahrhundert – herabgewürdigt und unterdrückt wurde. Die Kirche und der christliche Staat betrachteten sich als das „wahre Israel“, Gott hatte ja das jüdische Volk „verstoßen“. Obwohl das Judentum eine „erlaubte Religion“ war, wurden Juden und Jüdinnen wie zweitrangige Bürger und Bürgerinnen behandelt. Sie wurden entrechtet, verbannt, gettoisiert, zwangsgetauft, verfolgt, getötet, ihre Güter wurden beschlagnahmt usw.

In einigen christlichen Großkirchen ist der Antijudaismus im Zuge der jüngsten Liturgiereformen erheblich geringer geworden, ja, es wird nun bewusst auf das jüdische Erbe und auf das heutige jüdische Volk positiv Bezug genommen. In einigen anderen Kirchen lebt – besonders in der Karwochenliturgie – der liturgische Antijudaismus fort. In einem ersten

Schritt werde ich mich nun auf die römisch-katholische Kirche konzentrieren. Dann gehe ich auf die evangelische Kirche, insbesondere die lutherische, im deutschen Sprachraum ein. Danach untersuche ich die Situation in der orthodoxen Kirche. Eine Besprechung der Praxis in der altkatholischen, anglikanischen, reformierten Kirche würde den Rahmen dieses Vortrages sprengen.

2. Römisch-Katholische Kirche

In der Karfreitagsliturgie des im Zuge der Reformarbeit des Trienter Konzils im Jahr 1570 erschienenen Römischen Messbuches – dieses war bis zum Ende der 1960er Jahre in der katholischen Kirche vorgeschrieben – wurde zunächst eine Lesung aus dem Buch Hosea vorgetragen. Die Hauptthemen dieser Lesung, die wie die ganze Liturgie in Latein vorgetragen wurde, sind die Rückkehr zum heilenden Herrn, der „uns“ am dritten Tag wieder aufrichtet, und das harte Urteil über Efraim und Juda. Das negative Hosea-Urteil über die jüdischen Volksgruppen wurde in christlichen Kommentaren oft auf das ganze jüdische Volk als solches angewandt, weil man davon überzeugt war, dass dieses Christus, den Retter ermordet hatte. Es wurde auch die Johannespassion (Joh 18-19) vorgetragen. In dieser Passion sind die *Judaei* jüdische Autoritäten, Gegner Jesu, die ihn verhaften und ihn mit Hilfe der römischen Behörden kreuzigen lassen. Die Dramaturgie des Verlesens – der Priester las die Worte Jesu, andere lasen die Worte der *Judaei*, der Apostel usw. – hatte als Konsequenz, dass die Rolle der *Judaei* vom Volk in der Kirche stark *und* negativ wahrgenommen wurde. Viele Kirchgänger und Kirchgängerinnen werden wohl *Judaei* mit „den Juden“ gleichgesetzt haben, von denen die heutigen Juden und Jüdinnen die direkten Nachfahren wären: Werden die in der Kirche anwesenden Frauen und Männer sich überlegt haben, dass die *Judaei* aus dem von einem Juden namens Johannes verfassten Evangelium nicht identisch mit dem ganzen jüdischen Volk sind? Ähnliches gilt für die Rollenverteilung in der Matthäuspassion, die am Palmsonntag vorgetragen wurde: Die in einer Sonderrolle verlesenen Aufforderungen des Volkes an Pilatus, Jesus zu kreuzigen sowie die Aussage des „ganzen Volkes“, das Blut Jesu solle über dasselbe und seine Kinder kommen, dramatisierten die Passion und trugen gewiss dazu bei, dass viele Christen und Christinnen die Schuld am Tod Christi den Juden und Jüdinnen zuschrieben.

Dann folgten in der katholischen Karfreitagsliturgie die Großen Fürbitten: Der Priester sang feierlich neun Fürbitten, darunter eine für die Juden. Diese stand nach der Fürbitte für die Ketzer und Schismatiker und vor derjenigen für die Heiden. Es wurde gebetet „für die treulosen Juden“ (*pro perfidis Judaeis*). Der Priester rief dazu auf, zu beten, dass Gott „den Schleier von ihren Herzen wegnimmt, damit auch sie Jesus Christus erkennen“. Die Themen des gleich darauf folgenden Gebets sind das Mitleid, das Gott „sogar“ mit der „jüdischen Treulosigkeit“ hat; die „Verblendung“ des jüdischen Volkes; die Bitte an Gott, dass dieses von seinen „Finsternissen“ befreit werde und das „Licht der Wahrheit“, Christus, erkenne. Im Gegensatz zu den acht anderen Fürbitten, bei denen der Priester die Gläubigen jeweils zum Gebet aufrief, der Diakon diese aufforderte zu knien und der Subdiakon seinerseits sie wieder aufforderte aufzustehen, geschah das nun nicht. Der Grund für die seit dem Ende des achten Jahrhunderts bezeugte Unterlassung des Kniens war, dass sich – wie man annahm – Juden vor dem leidenden Christus niedergekniet hätten, um ihn zu verhöhnen. Gerade diese liturgische Symbolhandlung erweckte bei den meisten katholischen Gläubigen den Eindruck, dass mit dem jüdischen Volk etwas grundlegend nicht in Ordnung sei. Vielleicht kann man sagen, dass dieses auffällige körperliche Zeichen mehr als jedwede verbale Äußerung während des zweiten Jahrtausends in der Westkirche die ablehnende Haltung den Jüdinnen und Juden gegenüber forciert hat.

Zur Kreuzverehrung nach den Fürbitten wurden die *Improperia* vorgetragen: Die Klage Gottes über Sein Volk, das Er aus Ägypten führte und in der Wüste ernährte und das Ihm dafür Folter, Galle und Essig zurückgab. Die Improperien haben eine lange

Vorgeschichte. Bereits im Alten und im Neuen Testament und in einigen Schriften des nachbiblischen Judentums gibt es Gegenüberstellungen von Gottes guten Taten und den Sünden Israels. Vorwürfe in der apokryphen Literatur, in Predigten und anderen Schriften einiger Kirchenväter über die jüdische Schuld am Tod Jesu, die den Gegensatz zwischen jüdischen und christlichen Gläubigen förderten, wurden in die christliche Liturgie aufgenommen. Während der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends gab es in der Ost- und in der Westkirche mehrere Versionen der Anklagen. Im römischen Ritus sind die Improperien am Ende des ersten Jahrtausends bezeugt.

Im Römischen Messbuch von 1570 findet man die „Großen Improperien“ und die „Kleinen Improperien“ vor. Der Priester spricht in einer Kombination von Bibelstellen etwa: „Mein Volk, was habe ich dir getan, womit nur habe ich dich betrübt? Antworte mir. Aus der Knechtschaft Ägyptens habe ich dich herausgeführt. Du aber bereitest das Kreuz deinem Erlöser. Mein Volk, was habe ich dir getan? Vierzig Jahre habe ich dich geleitet durch die Wüste. Ich habe dich mit Manna gespeist und dich hineingeführt in das Land der Verheißung. Du aber bereitest das Kreuz deinem Erlöser. Mein Volk, was habe ich dir getan? Was hätte ich dir mehr tun sollen und tat es nicht? Als meinen erlesenen Weinberg pflanzte ich dich, du aber brachtest mir bittere Trauben, du hast mich in meinem Durst mit Essig getränkt und mit der Lanze deinem Erlöser die Seite durchstoßen. Mein Volk, was habe ich dir getan?“ Der Diakon antwortete mit einem griechischen Kehrsatz: „Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Gott, erbarme dich unser.“

Obwohl in den sich im Missale Romanum befindlichen Improperien weder die Juden und Jüdinnen namentlich genannt werden noch das angeklagte Volk verurteilt wird, ist der Text oft – statt auf die versammelte christliche Gemeinde – auf das jüdische Volk angewandt worden. Die vorausgegangene Johannespassion und ihre Dramaturgie, die vom Urteil Gottes über Juda und Efraim sprechende Lesung aus Hosea, die „Fürbitte“ für die Juden und Jüdinnen, die eher einer „Gegenbitte“ gleichkam, und der Brauch des Nicht-Kniens forcierten natürlich die Anwendung der Improperien auf das jüdische Volk. Vor diesem Hintergrund kam es im Lauf der westlichen Kirchengeschichte – vor allem im Hochmittelalter – mehrfach zu Pogromen am Karfreitag. Den Juden und Jüdinnen wurden nicht nur das Töten des Heilandes, sondern auch angebliche Hostienschändungen und Ritualmorde an christlichen Kleinkindern vorgeworfen. Volkstümliche, paraliturgische Passions- und Osterspiele beinhalteten nicht selten antisemitische Elemente, die den Judenhass schürten. Die Höhepunkte des christlichen liturgischen Jahres, die Karwoche und das Osterfest, waren also für Jüdinnen und Juden oft lebensgefährliche Zeiträume. Liturgischer Antijudaismus trug zum gesellschaftlichen gewalttätigen Antisemitismus bei.

Es wäre zu einfach, zu denken, dass dies ausschließlich das Erbe der römisch-katholischen Kirche ist. Auch die evangelischen Kirchen, die anglikanische Kirchengemeinschaft und die altkatholische Kirche sind vom mittelalterlichen Erbe beeinflusst worden.

Der Auslöser für eine grundlegende Veränderung war die Ermordung des europäischen Judentums während des Zweiten Weltkrieges. (Auch während der Schrecken dieses Krieges und der *Shoah* betete die römisch-katholische Kirche wie ich soeben beschrieb. Besonders das Ritual der Karfreitagsfürbitte hat den gewalttätigen und für den Genozid verantwortlichen nationalsozialistischen rassistischen Antisemitismus alles andere als gebremst. Obwohl *pro (perfidis) Judaeis* gebetet wurde, handelte es sich in ihrer Wirkungsgeschichte eher um eine Bitte *contra Judaeos*. Diese „Fürbitte“ ist jedoch nicht mit dem Antisemitismus der Nazis identisch. Letzterer hat noch andere finstere und radikalere Quellen.)

Bald nach dem Zweiten Weltkrieg begann die kirchliche Revisionsarbeit an der Karfreitagsfürbitte für die Juden. Zunächst blieb diese Arbeit eher vorsichtig und ineffizient.

Bedeutungsvoll war, dass 1956 die Kniebeuge und das stille Gebet wieder eingeführt wurden. So wurde ein für das Judentum erniedrigendes Brauchtum abgeschafft. Gleichzeitig bekam die Fürbitte für die Juden eine neue Überschrift: „für die Bekehrung der Juden“ (*pro conversione Iudaeorum*). Die Veränderung der Überschrift war eher ein Rückschritt, weil sie mit der umstrittenen Judenmission in Verbindung gebracht werden konnte.

Ein weiterer Schritt geschah mit dem Pontifikat Johannes XXIII., der am 28. Oktober 1958 gewählt worden war. Am Karfreitag im Jahr 1959 rief der neue Papst dazu auf, *pro Iudaeis* zu beten und im Gebet selber sagte er statt *judaicam perfidiam* schlechthin *Iudaeos*. Er ordnete die weitere Revidierung der Texte über die Juden an und ließ ab 1960 für die gesamtkirchliche Liturgie die Worte *perfid* und *perfidia* streichen. Daher enthält die letzte Ausgabe des früheren Missale Romanum, nämlich die von 1962, diese Worte nicht mehr. Von der „Verblendung“ des jüdischen Volkes und seinem in „Finsternissen“ Verkehren, war aber weiterhin die Rede. Zudem blieb die Überschrift der Fürbitte „Für die Bekehrung der Juden“ stehen.

Ein Durchbruch stellte das am 28. Oktober 1965 promulgierte Dekret des Zweiten Vatikanischen Konzils, *Nostra Aetate*, dar. In diesem Text unterstreicht die Kirche ihre Verbundenheit mit dem „Stamme Abrahams“ sowie den „unwiderruflichen“ Bund Gottes mit dem jüdischen Volk. Sie stellt fest, dass weder das gesamte damals lebende jüdische Volk noch die heutigen Juden und Jüdinnen, sondern die damaligen jüdischen Behörden für den Tod Christi verantwortlich sind. Das Konzil beklagt den Antisemitismus und sagt, dass Christus das Kreuz freiwillig auf sich genommen hat und dass dies ein Zeichen der Liebe Gottes für alle Menschen ist (und daher keinen Grund zum Judenhass darstellt). Das Dekret ist das Ergebnis zäher Verhandlungen und Kompromisse und hat mehrere Versionen erlebt. Trotz des großen politischen Druckes aus der arabischen Welt und trotz der bei einigen Teilen des Episkopats weiterlebenden Theologie der Verstoßung des „uneinsichtigen“ jüdischen Volkes durch Gott wurde der Text schließlich angenommen und zur offiziellen Kirchenlehre erklärt. So leistete er – und leistet er noch immer – einen wichtigen Anstoß zu weiteren Revisionen. Auch andere außerliturgische Initiativen, wie zum Beispiel der Besuch von Papst Johannes Paul II. in der Großen Synagoge Roms im Jahr 1986; das Knüpfen diplomatischer Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Staat Israel im Jahr 1993; und das von Johannes Paul II. gesprochene Schuldbekenntnis am Ersten Fastensonntag im „Heiligen Jahr 2000“ bezüglich der Sünden vieler Christen und Christinnen dem jüdischen Volk gegenüber, leiteten eine weitere Annäherung zwischen der römisch-katholischen Kirche und der jüdischen Welt ein. Auch von evangelischen Kirchenbehörden wurden bedeutende Wegzeichen gesetzt. In der *Catholica*, in der *Reformata*, bei ökumenischen Sitzungen und in christlich-jüdischen Gremien wurden relevante Dokumente verabschiedet. Es wurden theologische Studien über die jüdisch-christlichen Beziehungen verfasst. Klar ist, dass es sich hier einerseits um völlig neue Seiten im Buch der in dieser Hinsicht schwer belasteten Kirchengeschichte handelt, und dass andererseits der gerade eingeschlagene Weg einer authentischen Begegnung mit dem Judentum noch lang sein wird.

Zwischen außerliturgischen Ereignissen und liturgischen Ritualen gab und gibt es oft eine dialektische Beziehung, d.h. sie beeinflussen sich. So auch in diesem Fall: Die Liturgie beeinflusste die soeben skizzierten Tatsachen und diese übten Einfluss auf die Feiargestalt aus. Kehren wir darum zu dem liturgischen Ritus selbst zurück. Im neuen römischen Messbuch, das im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils im Jahr 1970 erschien, wurde in der erneuerten Karfreitagsliturgie die Hosea-Lesung ersetzt durch eine aus dem Buch Jesaja über den leidenden Knecht des Herrn. Das Vortragen der Johannespassion ist erhalten geblieben. Zudem ist eine Predigt vorgesehen. Es folgen die Großen Fürbitten. Die Karfreitagsbitte für die Juden und Jüdinnen lautet nun völlig anders als ihre umstrittenen Vorgängerinnen. Es wird nun „für die Juden“ schlechthin gebetet (*pro Iudaeis*), zu denen Gott

„zuerst“ gesprochen hat. Man betet um Wachstum ihrer Liebe zu Gottes Namen sowie um Treue zum Gottesbund, und dass sie zur Fülle der Erlösung gelangen mögen. Die Erstberufung Israels sowie herausragende Merkmale der jüdischen Religion wie die *Tora* und die Heiligung des Gottesnamens werden also ausdrücklich genannt und gewürdigt. Jeglicher Bekehrungsgedanke fehlt. Die Fürbitte befindet sich nun unmittelbar nach derjenigen für die Einheit der Christen.

Der neue Text der Karfreitagsfürbitte ist äußerst wichtig, weil er die *via judaica* klar und positiv zeigt und an einer Kernstelle im Kirchenjahr bezeugt, dass Christinnen und Christen gemeinsam mit Jüdinnen und Juden – trotz Unterschiede in der Wahrnehmung der Bedeutung von Jesus von Nazareth – gemeinsam auf Gottes Wegen gehen: Ohne Israel und das Judentum – nicht nur das historische, sondern auch das heutige – sind authentische christliche Theologie und Liturgie unmöglich. Die neue Karfreitagsfürbitte für die Juden und Jüdinnen hat Konsequenzen für die Lehre und das Handeln der Kirche in Bezug auf das jüdische Volk im Allgemeinen.

Im Juli 2007 jedoch rehabilitierte Papst Benedikt XVI. das frühere Missale Romanum mit dem Argument, dass das, was jahrhundertlang in der katholischen Kirche mit großem Respekt gehandhabt wurde, auch jetzt seine Gültigkeit nicht verloren hätte und noch immer den katholischen Glauben mitbestimmt. Die Verwendung des alten Messbuches wurde als „außergewöhnliche Ausdrucksform des einen römischen Ritus“ fast uneingeschränkt genehmigt. (Im päpstlichen Dekret wird aber die Benutzung des alten Messbuches für Privatmessen während des *Triduum Sacrum* – dies betrifft also auch die Karfreitagsliturgie – ausgeschlossen, wohl aufgrund des Anliegens, die dann stattfindenden Gottesdienste gemeinsam zu feiern.) Mehrere katholische und einige jüdische Gremien protestierten dennoch gegen die Wiederverwendung der alten Karfreitagsfürbitte. Sie plädierten dafür, dass Rom die Fürbitte für das jüdische Volk, welche sich im neuen römischen Messbuch befindet, auch für die Benutzung des alten Missale Romanum verpflichtend vorschreiben würde. Allerdings entsprach Papst Benedikt dieser Bitte nicht, sondern er entschied sich dazu, selbst einen Text zu verfassen. Dieser Text wurde im Februar 2008 in Rom veröffentlicht und lautet: „Wir wollen auch beten für die Juden. Dass unser Gott und Herr ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus erkennen, den Heiland aller Menschen.“ Es folgen der Aufruf zum Gebet, zum Knien und wieder Aufstehen und dann das Gebet selbst: „Allmächtiger ewiger Gott, Du willst, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Gewähre gnädig, dass beim Eintritt der Fülle der Heidenvölker in Deine Kirche, ganz Israel gerettet werde. Durch Christus unseren Herrn. Amen.“ Die Überschrift „*Pro conversione Judaeorum*“ wurde nicht geändert.

Der eigene Heilsweg des jüdischen Volkes zu Gott, der im neuen römischen Messbuch formuliert war, ist im ‚neuen‘ Text ausgefallen. Auch das Volk Israel braucht Erleuchtung, damit es Jesus als den Messias akzeptiere. Gott wird gebeten, wie alle anderen Völker, auch Israel – und zwar ganz Israel – endzeitlich zu retten. Vom „nie gekündigten Bund“ zwischen *Adonai* und Seinem Volk Israel ist hier keine Rede mehr. Es existiert also eine Spannung zwischen der Fürbitte im erneuerten Missale Romanum und derjenigen für das alte Messbuch. Der neue Text rief sowohl in katholischen als auch in jüdischen Kreisen erhebliche Kontroversen hervor. Auch wenn der Text selbst über die ‚Rettung von ganz Israel beim eschatologischen Eintritt der Heidenvölker in die Kirche‘ nicht per se als ‚Konversionsversuch‘ gedeutet werden kann, wird er in der Alltagspraxis von vielen so verstanden. Alte jüdische Ängste und Erinnerungen an Entrechtung, Verfolgung und Martyrium kamen wieder hoch. Man befürchtete einen Rückschritt im begonnenen katholisch-jüdischen Dialog. Am 4. April 2008 erklärte das vatikanische Staatssekretariat offiziell, dass die neue Karfreitagsfürbitte keineswegs den Konzilstext *Nostra Aetate* in Frage stelle und dass die katholische Kirche das Judentum weiterhin respektiere. Allerdings ist laut kritischen Stimmen die Geheimlösung für den heutigen liturgischen und theologischen Kurs

des Vatikans „Vorwärts, wir gehen zurück!“ Gleichzeitig entflamten wieder die Debatte über die Seligsprechung von Papst Pius XII. sowie die über die christliche Mission unter Juden und Jüdinnen. Einige Kirchenbehörden erklärten, im Blick auf den neutestamentlichen Befund müsse aus katholischer Sicht am (nicht-aggressiven) Missionszeugnis, dass Jesus der Messias ist, festgehalten werden, auch gegenüber dem jüdischen Volk. Andere katholische Theologen und Theologinnen wiesen jedoch auf den Eigenweg des Judentums zu Gott hin. Wie verhalten sich die christliche Überzeugung, dass Jesus Christus der Retter der Welt ist, und die in der Kirche neu gewonnene Einsicht, dass das Judentum als erste und bleibende Liebe Gottes einen Eigenweg im Licht des Ewigen geht, zueinander? Die Debatte geht weiter....

Kehren wir zum im Zuge der Liturgiereform des Zweiten Vatikanums erneuerten Missale Romanum zurück. Die Improperien sind da als Teil der Kreuzverehrung erhalten geblieben, obwohl sie nun fakultativ sind und in der jeweiligen Volkssprache vorgetragen werden. Die frühere Rolle des Diakons ist vom Chor oder Volk übernommen worden. Im katholischen Gesangbuch „Gotteslob“ – das offizielle Gesangbuch für die katholische Kirche in Deutschland und Österreich – findet sich ein paraphrasierendes Lied (Nr. 206).

Einige Theologen und Theologinnen plädieren heutzutage dafür, die Improperien aufgrund ihrer historischen antijüdischen Anwendung zu streichen. Viele andere katholische Fachgenossen und Fachgenossinnen warnen jedoch vor so genannten „judenfeindlichen Fehldeutungen“ dieser Gottesklage. Ihrer Meinung nach sind die Improperien nicht an das jüdische Volk, sondern an die christliche, im Gottesdienst versammelte Gemeinde gerichtet: Es ist die Gemeinde, die sich selbst reumütig als treuloses Volk erkennt und zur Gerechtigkeit aufgerufen wird. Die entscheidende Frage ist also eine liturgie-hermeneutische: Wer ist „mein Volk“ in den Improperien? Das „erbarme dich *unser*“ des griechischen Kehrverses „Heiliger Gott ...“ gibt die Deutungsrichtung klar vor. Doch bleibt die Tatsache der jahrhundertlangen Anwendung dieses Textes auf das jüdische Volk stehen und er bleibt darum problematisch. Die liturgische Praxis ist übrigens recht unterschiedlich. In einigen römisch-katholischen Pfarrgemeinden werden die Improperien vorgetragen, in anderen werden sie durch einen Alternativtext oder -gesang ersetzt.

Der international bekannte Dichter liturgischer Gesänge der sich für biblische und liturgische Erneuerung einsetzenden *Studentenekklesia* in Amsterdam, Huub Oosterhuis, verfasste in den 1960er Jahren Karfreitagsfürbitten, in denen für alle Opfer von Krieg und Rassenkampf, alle Einsamen, Armen, diejenigen, die den Glauben verloren haben, die Verbitterten usw., gebetet wird. Wenn auch hier nicht explizit für das jüdische Volk gebetet wird, durchzieht die Auseinandersetzung mit dem jüdischen Glauben fast das gesamte Oeuvre von Oosterhuis. Er entdeckte immer mehr die jüdischen Wurzeln Jesu und Marias, Jesus als „Sohn der *Tora*“, die Bibel als jüdisches Buch. Er lehnt einen Gegensatz zwischen der jüdischen und der christlichen Heiligen Schrift ab, verarbeitet in seinen Dichtungen immer mehr Motive aus der *Tora*, dem Psalter, den Propheten und den übrigen Büchern der jüdischen Bibel, und spricht konsequent von der Kontinuität zwischen Mose, den Propheten und Jesus. In der Hl. Schrift geht es seiner Meinung nach um Exodus, Befreiung und Auferstehung, um die prophetische Vision einer neuen Erde mit Nahrung, Unterkunft, Freiheit, Gerechtigkeit und Erbarmen für alle. Jesus Christus nennt er in seinen Gebeten – im Besonderen in seinen eucharistischen Hochgebeten – unter anderem „Jesus, deinen Knecht“, gelegentlich „unseren Knecht“. Gott ist gesegnet wegen „Israel, Deiner heiligen Weinrebe“, sowie wegen des „lebendigen Wortes von Mose und den Propheten“, an denen Er die Gemeinde – durch „Jesus, deinen Knecht“ – beteiligt.

In den für den Karfreitag verfassten Gebeten und Liedern von Oosterhuis wird nicht nur des Todes Jesu gedacht, sondern auch der Ermordung so vieler seiner jüdischen

Geschwister während Pogromen, in Auschwitz und anderen KZ-Lagern. Wie Jesus wurden auch sie zur Schlachtbank geführt und standen stumm vor ihren Scherern. Oosterhuis schlägt ein „Bewusstwerdungsgebet“ während der Karfreitagsliturgie vor, in dem die christliche Gemeinde sich überlegt, in wiefern sie antijüdische Auffassungen unterstützt. Dieses Gebet wird mit Psalm 130 („Aus der Tiefe ...“) abgeschlossen. Auch plädiert der Dichter für einen Gottesdienst, in dem die zusammengehörenden Ereignisse von Leiden, Tod und Auferstehung Jesu in *einer* Feier erfahren und dargestellt werden. Statt der Matthäuspassion mit ihrem oft gegen das jüdische Volk verwendeten Vers „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ und der Johannespassion mit ihrer Ablehnung der „Juden“ (*Ioudaioi*) schlägt er die Lukaspassion vor. Seines Erachtens zeigt Lukas, dass nicht das jüdische Volk, sondern einige korrupte Führer dieses Volkes sowie römische Soldaten verantwortlich für Jesu Leiden sind, dass das Volk jedoch sehr mit Jesus sympathisierte.

3. Evangelische Kirche

Wenden wir uns nun der liturgischen Praxis in der evangelischen Kirche zu. Die Improperien sind in der lutherischen Tradition bekannt geblieben. (In der reformierten Tradition waren sie weitgehend verschwunden.) Heutzutage werden sie am Karfreitag in mehreren evangelischen Kirchen vorgetragen oder gesungen.

Ebenso wenig wie die katholische Kirche, war die deutschsprachige evangelische Glaubensgemeinschaft immun gegen den Virus des Antisemitismus. Dazu trugen sowohl die im christlichen Abendland gängigen Vorurteile über Juden und Jüdinnen als auch die harten antisemitischen Verunglimpfungen Martin Luthers bei. Zudem war die Judenmission jahrhundertlang auch für den Protestantismus eine völlig „normale“ Sache.

Im neuen „Evangelisches Gottesdienstbuch“ sieht die Sache jedoch glücklicherweise anders aus. In diesem Buch, das am Ende der 1990er Jahre von der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und der Evangelischen Kirche der Union eingeführt wurde und auch für die evangelisch-lutherische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Österreich Geltung hat, wird als ein „maßgebliches Kriterium“ für das Verständnis und die Gestaltung der Gottesdienste die Tatsache genannt, dass die „Christenheit bleibend mit dem erstberufenen Gottesvolk Israel verbunden ist.“ Weil die Liturgie des Karfreitags aufgrund der blutigen Ausschreitungen gegen Juden und Jüdinnen in früheren Jahrhunderten so belastet ist, werde ich zunächst das Formular dieses Tages besprechen. Außerdem ist für viele evangelische Christen und Christinnen der Karfreitag fast der Höhepunkt des ganzen liturgischen Jahres. Die „Anrede“ und das Tagesgebet thematisieren die Bedeutung des Leidens Christi für die Gemeinde und die Welt. Psalm 51 betont *meine* Schuld sowie die Tatsache, dass *ich* Vergebung brauche. Im Psalm 22 begegnet die Gemeinde der Erfahrung der Gottesverlassenheit sowie der Hoffnung auf Rettung durch Gott. Die Motive der Lesungen sind der leidende Gottesknecht (Jesaja), die Versöhnung durch und mit Gott in Christus (2. Korinther) und die Passion Christi nach dem Johannesevangelium. Eine dramaturgische Rollenverteilung ist nicht vorgesehen.

Die Karfreitagsföribitten thematisieren Menschen, die sich opfern, sowie die vielen Opfer von Gewalt, inklusive Tiere. Statt Föribitten kann auch eine Karfreitags-Litanei vorgetragen werden. Darin geht es unter anderem um die Bitterkeit des Todes, Christi Gehorsam bis zum Tod sowie um die Befreiung von Hass, Selbstsucht, Stolz und Verzweiflung. Es wird ebenfalls um die Nachfolge Jesu, um Hilfe und Stärkung gebetet. Das abschließende Gebet betont die Sammlung und das Einswerden aller Menschen bzw. Trost und Glaubensstärkung. Es gibt in diesem Gottesdienst weder antijüdische Elemente noch Föribitten für die Juden und Jüdinnen.

Die spezielle Beziehung zwischen Juden- und Christentum wird in einigen anderen Sondergottesdiensten zum Hauptthema gemacht. Zunächst betrifft es den „10. Sonntag nach

Trinitatis“, den „Israelsonntag“. Ich beschränke mich hier auf wenige Bemerkungen. Die drei Möglichkeiten für das Tagesgebet betonen die Erwählung Israels und den ewigen Bund zwischen Gott und Israel. Einige später speziell für Kinder geschriebene Tagesgebete nennen nicht nur die jüdische Herkunft Jesu, sondern bitten auch um Vergebung für alles, was „wir dir und deinem Volk an Bösem zugefügt haben“ und bitten um „friedvolle Begegnungen von Juden und Christen“. Die meisten der neun Lesungen und Predigttexte, die für den Israelsonntag als Wahlmöglichkeiten angeboten werden, handeln von der überragenden heilsgeschichtlichen Bedeutung des Volkes Israel. Einige haben jedoch die Zerstörung der Stadt Jerusalem und die Tempelreinigung oder die Kritik am Tempelkult und die Verstoßungsdrohung zum Inhalt. Die Frage ist berechtigt, ob die beiden letztgenannten Lesungen an diesem Tag angemessen sind oder ob nicht andere Lesungen passender wären.

Weiterhin gibt es ein Formular mit dem Titel „Christen und Juden“. Dieses Formular kann auch am Israelsonntag verwendet werden. Die Lesungen bzw. Predigttexte handeln vom neuen Bund (Jeremia), vom Zweig des wilden Ölbaumes im edlen Ölbaum (Römerbrief) sowie von der wahren Anbetung und dem Heil, das aus den Juden kommt (Johannes). Im Schuldbekenntnis erkennt die christliche Gemeinde ihre Schuld gegenüber dem jüdischen Volk. Das Tagesgebet spricht von Gottes Gnade und Treue. Die liturgische Farbe dieses Gottesdienstes ist violett, Zeichen der Buße, während die Farbe des gewöhnlichen Israelsonntages grün – die Farbe „für die übrige Zeit des Jahres“ – ist.

In dem im Jahr 2002 erschienenen „Ergänzungsband zum Evangelischen Gottesdienstbuch“ wird darauf Rücksicht genommen, dass das „Holocaust-Gedenken“ auch gottesdienstlich begangen werden kann bzw. muss. Dazu gibt es fünf Formulare. Das erste ist eine „christliche Gedenkfeier“. Bußgeläut von Glocken, die Verlesung langer Schriftabschnitte, die sich auf den Bundesschluss mit dem Volk Israel am Sinai einschließlich des Dekaloges beziehen, lange Schweigephase, das Vortragen von Kerzen und die Verlesung der Namen der ermordeten jüdischen Einwohner und Einwohnerinnen des Ortes, wo der Gottesdienst stattfindet, das Vortragen relevanter literarischer Texte und Musik sind konstitutive Bestandteile dieses Formulars. Das zweite Formular betont Buße (z.B. durch die Lesung von Psalm 51 und die Verlesung des „Stuttgarter Schuldbekenntnisses“) und sieht auch die Möglichkeit vor, dass jüdische Teilnehmende Gebete aus ihrer eigenen Tradition sprechen. Das dritte ist für eine Gedenkfeier in einem öffentlichen Raum oder Platz angedacht und ist teilweise dem Ritual für den *Shoah*-Gedenktag in Israel sowie dem Ritual für den Gedenktag am 4. Mai in den Niederlanden, wenn dort der Kriegstoten gedacht wird, entnommen. Nach Musik und der Begrüßung ertönen die Sirenen bzw. läuten die Glocken und stehen alle Menschen, Autos usw. still und schweigen. Dann wird Psalm 51 gebetet und es erklingt nochmals Musik. Der Ort für die vierte Gedenkfeier ist der Bahnhof (Judentransporte!). Liturgisch bezeichnend ist hier unter anderem, dass die Bitte im Vaterunser „...und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben...“ minutenlang wiederholt wird. Das fünfte Formular ist ein spezieller agendarischer Gemeindegottesdienst. Die Psalmen und übrigen Lesungen bzw. Predigttexte thematisieren – stärker noch als das Formular des Israelsonntages – die einzigartige Bedeutung des Volkes Israels. Die liturgische Farbe ist die violette Bußfarbe.

Übrigens sollte man bedenken, dass die evangelischen Gottesdienstbücher nicht so exklusiv verpflichtend sind, wie es bei den römischen Büchern für den katholischen Klerus der Fall ist. Viele evangelische Pfarrer und Pfarrerinnen formulieren selbst die Gebete, suchen selber Lesungen aus usw.

In mehreren evangelischen und katholischen Pfarrgemeinden Deutschlands werden auch Gedenkgottesdienste am 9. November – bekanntlich war am 9. November 1938 die „Reichskristallnacht“ – sowie am 27. Januar, dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, gehalten. Die christliche Gemeinde erinnert sich – vor dem Antlitz

Gottes – der Unheilsgeschichte der *Shoah*. Sie liest aus der Schrift, im Besonderen aus dem Psalterium, klagt, will nicht vergessen, hofft auf Vergebung und glaubt an ihre Heimat bei Gott. Es gibt auch gemeinsame jüdisch-christliche *Shoah*-Gedenkgottesdienste, wobei jede der beiden Religionsgemeinden in Anwesenheit der anderen betet. Weiterhin werden, unabhängig vom Gedenken der Ermordung des europäischen Judentums während des Zweiten Weltkrieges, am „Tag des Judentums“ (17. Januar, am Vorabend der ökumenischen Weltgebetsoktave für die Wiedervereinigung der Christen) vielerorts ökumenische Gottesdienste gefeiert, in denen die jüdische Tradition im Mittelpunkt steht bzw. stehen sollte. Bei den deutschen Katholikentagen sowie bei einigen evangelischen Kirchentagen werden respektive wurden gemeinsame jüdisch-christliche Gottesdienste gefeiert. Zudem gibt es manchmal jüdisch-christliche Sondergottesdienste um Frieden und Gerechtigkeit.

Ich kann es nicht unterlassen, kurz auf eine freie, aktualisierende und meines Erachtens anregungsvolle Version der „Gottesklage“, also der Improperien, in den liturgischen Gesängen des neuen Gottesdienstbuches der niederländischen protestantischen Kirche hinzuweisen. Hier erwähnen Gott und Jesus auf poetische Weise das Gute, das sie auf Erden getan haben, und sie klagen die Menschheit bzw. die Gemeinde an mit Fragen und Bemerkungen, wie z.B. „Aber ihr schmiedet Waffen und denkt an den Tod.“ Die Gemeinde bekennt ihre Schuld und bittet – wiederum mit poetischen Bildern – um Wiederherstellung ihrer Beziehung mit Gott. Hier ist im Besonderen die letzte, neunte Strophe wichtig, in der es sich um die Ausrottung des jüdischen Volkes handelt. Der Chor singt: „Augapfel Israel, unter den Völkern ausgelöscht, kostbarstes Pfand meines Herzens. Wo sind die Kinder, wo sind die Älteren, Davids Sterne, die in Finsternis erloschen? So tötete die Welt mich <Jesus> nochmals.“ Alle antworten: „Israel, Gottesvolk, nimm uns auf, Davidsstadt.“ Jesus Christus identifiziert sich mit seinem Volk und klagt – ausgerechnet am Karfreitag, dem für Juden und Jüdinnen einst lebensgefährlichen Tag – die mörderische Welt an. Die christliche Gemeinde kann nur noch das Gottesvolk *par excellence* um An- und Aufnahme bitten.

Es fällt auf, dass – trotz der weiter existierenden Unterschiede – die erneuerten liturgischen Ordnungen der hier besprochenen evangelischen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche erheblich ähnlicher geworden sind. Ein Musterbeispiel ist gerade die erneuerte Fürbitte für das jüdische Volk am Karfreitag. Als Ergebnis der interkonfessionellen liturgiehistorischen Erforschung sowie der weltweiten Ökumenischen Bewegung ist hier mehr Konvergenz, ja sogar ein gewisser Konsens entstanden. Im Vergleich zur Situation vor einem halben Jahrhundert wird nun – besonders in den hier besprochenen Westkirchen – der positiven Einzigartigkeit der *via judaica* stärker Rechnung getragen. Nicht mehr die Abgrenzung vom Judentum, sondern seine Bestätigung ist ein Leitfaden in der Liturgiereform geworden. Bezüglich der orthodoxen Kirche ist das Thema des liturgischen Antijudaismus meines Erachtens dringend, weil in den offiziellen Karwochetexten noch sehr harte Aussagen sowie Schimpftiraden über das jüdische Volk vorkommen. Daher wende ich mich jetzt dieser Kirche kurz zu.

4. Orthodoxe Kirche

Heutzutage feiert die weitaus größte Mehrheit der Christen und Christinnen in Griechenland, Zypern, Israel/Palästina sowie in Russland, Weißrussland, Ukraine, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro und in der ehemaligen jugoslawischen Republik Mazedonien Gottesdienste und andere religiöse Feste nach dem byzantinischen Ritus. Ich konzentriere mich jetzt auf den Antijudaismus, sogar Antisemitismus in den liturgischen Hymnen der Karwoche. Ein erstes Hauptthema in diesen Gesängen ist der „Gottesmord“. Die Juden und Jüdinnen werden als „der Schwarm der Gottesmörder und das frevelhafte Volk“, „die verderbliche Bande von Gotteshassern und die Synagoge von übel handelnden

Gottesmördern“, „gottloses und verbrecherisches Volk“, „arrogantes Israel, mit Mord beflecktes Volk ...“, „neidisches, mörderisches und rachedurstiges Volk ...“ und „(zähne-)knirschendes, allerbösartigstes Hebräergeschlecht ...“ bezeichnet.

Ein zweites Hauptthema ist die Absurdität des jüdischen Verbrechens. Die Juden und Jüdinnen töteten nämlich ihren Wohltäter, der sich nicht nur immer um sie gekümmert und sie geheilt hat, sondern ihnen auch im Lauf ihrer Geschichte große Wohltaten erwiesen hat. Um diese Hymnen richtig zu verstehen, muss man neben der jüdisch-christlichen Polemik die christliche Identifizierung zwischen Jesus Christus und der zweiten Person der Trinität in Betracht nehmen. Als Logos und Gottessohn erschuf Christus schon Himmel und Erde, führte er Israel aus Ägypten und sprach zu seinem Volk durch die Propheten. Ein Beispiel eines solchen Gesanges lautet:

„Heute nagelten die Juden den Herrn ans Kreuz, der das Meer mit dem Stab spaltete und sie durch die Wüste führte. Heute durchstachen sie mit einer Lanze die Seite dessen, der um ihretwillen Ägypten mit Plagen heimsuchte, und sie gaben dem Galle zu trinken, der sie mit Manna als Speise überschüttete“.

Aufgrund ihrer Freveltaten werden die Juden und Jüdinnen zur Rechenschaft gezogen. Wie im Westen begegnen wir auch hier den Anklagen Gottes gegen Sein Volk. Die Improperien sind in der Ostkirche in mehreren Formen schon seit der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends belegt. In den heutigen Gesängen erkennt man einen Stil, der dem der westlichen Improperien zwar sehr ähnlich, doch drastischer ist; außerdem – und dies ist sehr wichtig – spricht Christus das jüdische Volk nun wiederholt namentlich an. Dieser explizite Bezug auf die Juden und Jüdinnen erschwert es, dass die christliche Gemeinde die Klage Gottes auf sich selbst bezieht und sich zur Selbstkritik und Reue aufgefordert weiß. Es gibt natürlich orthodoxe Theologen und Theologinnen, die – wie Jacobus Revius – die Schuld an den Christus gegenüber verübten Freveltaten auch bei der eigenen Kirche suchen, aber dies geschieht in der Form eines zusätzlichen Kommentars; die Gesangstexte selbst tun dies leider nicht. Ich zitiere ein Beispiel:

„So spricht der Herr zu den Juden: Mein Volk, was habe ich dir getan oder womit bin ich dir zur Last gefallen? Deinen Blinden gab ich das Licht, deine Aussätzigen reinigte ich, den Mann, der auf seinem Bett lag, richtete ich auf. Mein Volk, was habe ich dir getan und was hast du mir zurückgegeben? Statt Manna Galle, statt Wasser Essig; statt mich zu lieben, habt ihr mich ans Kreuz genagelt ...“.

In einer anderen Hinsicht ist jedoch die byzantinische Liturgie weniger ‚hart‘ als die lateinische: Ein bedeutender Unterschied zwischen den orthodoxen Gesangstexten und der vorkonziliaren lateinischen Karfreitagsliturgie ist, dass im byzantinischen Ritus die äußerst problematische „Fürbitte“ für die Juden und Jüdinnen sowie das höchst einprägsame Zeichen des Nicht-Kniens fehlen.

Es wäre wichtig, ebenfalls die Palette an Schriftlesungen, einschließlich der Passionsgeschichte, während der Karwoche, die Benutzung des Alten Testaments, die Weise, wie die Gesänge sich auf die Lesungen beziehen, das mit der Liturgie im Zusammenhang stehende Volksbrauchtum (z.B. das „Verbrennen von Judas“), die Ikonographie usw. zu untersuchen. Dies kann im Rahmen dieses Vortrages jedoch nicht geschehen.

Die Frage, ob eine Reform der sich auf das jüdische Volk beziehenden orthodoxen liturgischen Texte gewünscht ist und ob sie in absehbarer Zeit möglich erscheint, ist natürlich dringlich. Obwohl griechisch-byzantinische Rhetorik eine andere emotionale Bedeutung als die eher nüchterne nordwesteuropäische hat und nicht nur Lobpreis, sondern auch Schimpfwörter eher in den Mund genommen werden, sollte man die antijüdische Polemik in der byzantinischen Karwochenliturgie nicht verharmlosen. Sie stellt gewiss einen fruchtbaren

Nährboden für den gesellschaftlichen Antisemitismus in Ost- und Südosteuropa dar. Leider gibt es nur sehr wenig empirische Forschung über die Frage, wie die orthodoxen und griechisch-katholischen Gläubigen die Liturgie tatsächlich erleben und erfahren. Ich bin jedoch davon überzeugt, dass die Beziehung zwischen den antijüdischen Aussagen in der byzantinischen Liturgie einerseits und der Tatsache, dass es beispielsweise in Griechenland einen zwar oft latenten, aber doch starken Antisemitismus gibt (sowie die Tatsache, dass in vielen kirchlichen Buchhandlungen in Russland antisemitische Literatur verkauft wird) andererseits, näher erforscht werden sollte.

Im Bezug auf den Mittleren Osten ist zu sagen: Es ist für viele dort wohnende orthodoxe und ostkirchliche katholische Gläubigen des byzantinischen Ritus sehr schwierig – insbesondere heutzutage aufgrund der Ereignisse im Gazastreifen – sich für eine positive Neubewertung des Judentums zu entscheiden. Die Hauptursachen dafür sind erstens die prekäre politische, soziale und wirtschaftliche Lage der christlichen und muslimischen palästinensischen Bevölkerung und ihre Diskriminierung im Staat Israel sowie in den von Israel besetzten Gebieten, und zweitens die problematische klassische Substitutionstheologie. Aber die Verteufelung der Juden und Jüdinnen im Gottesdienst ist gewiss nicht die Lösung. Die Lösung liegt eher im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich.

Im Mai 1995 befürwortete der Patriarch von Konstantinopel, Bartholomaios, in seiner Funktion als geistliches Oberhaupt der Orthodoxen Kirche, eine Reform der liturgischen Karwochetexte über das jüdische Volk. Konkret sprach er sich für das Streichen der antijüdischen Passagen, insbesondere der Schimpftiraden, aus. Der Patriarch von Konstantinopel hat jedoch keinen juridischen Primat, sondern „nur“ den Ehrenprimat. Er kann also nicht, wie zum Beispiel Papst Johannes XXIII., die Revidierung liturgischer Texte anordnen. Ein wichtiger Hintergrund des Plädoyers des Patriarchen ist die Tatsache, dass sich das Patriarchat von Konstantinopel in einem Dialog nicht nur mit den übrigen christlichen Kirchen und dem Islam, sondern auch mit dem Judentum engagiert. Es ist schwierig, die jüdischen Gesprächspartner und –partnerinnen ernst zu nehmen und sie gleichzeitig im Gottesdienst zu verteufeln. In den fünf offiziellen Konsultationen, die es seit 1977 zwischen der orthodoxen Kirche und dem Judentum gegeben hat, formulierten die jüdischen Teilnehmenden wiederholt den Wunsch zur Revision der antijüdischen Hymnen in der Liturgie der Karwoche.

Eine Liturgiereform kann in jeder orthodoxen Kirche vom Heiligen Synod durchgeführt werden. Doch möchte keine orthodoxe Kirche im Alleingang die Liturgie revidieren; man möchte diese Entscheidung einem großen pan-orthodoxen Konzil überlassen. Die bisherigen Versuche, ein solches Konzil einzuberufen, führten dennoch noch nicht zum gewünschten Erfolg. Zudem sind viele einflussreiche griechische, serbische und russische Bischöfe und Mönche aus traditionalistischen Gründen gegen eine umfassende Liturgiereform. Einige halten eine Reform der Karwochenliturgie aus christologischer und soteriologischer Perspektive für eine absurde Idee. In der westlichen Welt, vor allem in Nordamerika, wo auch zahlreiche Juden und Jüdinnen wohnen, ist man für eine Reform offener. Es gibt hier viele formelle und informelle Kontakte zwischen Juden und Jüdinnen einerseits und orthodoxen Christen und Christinnen andererseits. In einigen englischen Übersetzungen der orthodoxen Liturgie werden die Schimpftiraden einfach ausgelassen. Es gibt auch Versuche einer Umdeutung. Am weitesten geht hier der französische orthodoxe Katechismus *Dieu vivant*. In diesem werden die christlichen Verbrechen gegen die Juden und Jüdinnen angeprangert und es wird dargelegt, dass der Bund Gottes mit dem jüdischen Volk von Gott nie gekündigt worden ist und dass Jesus, der Sohn Gottes, sowie die Gottesmutter Maria und die Apostel ein „semitisches Antlitz“ hatten. Zudem weisen die Verfasser des Katechismus darauf hin, dass auch Christen und Christinnen, Gefahr laufen, wie Judas

Heuchler zu sein und Verräter und Mörder Christi zu werden, indem sie ihre Nächsten verraten.

„Paradox“ und „Antithese“ sind griechische Worte, die in diesem Kontext relevant sind. Wir stoßen nämlich auch auf die Tatsache, dass alttestamentliche Heilige im byzantinischen Ritus einen viel wichtigeren Platz als im römischen Ritus einnehmen. Im letzteren gibt es solche Heiligenfeste kaum und es wurde sogar das einzige im Generalkalender verbliebene – das Fest der Makkabäer am 1. August – von der offiziellen Liturgiereform des Zweiten Vatikanums abgeschafft. Im orthodoxen Kalender dagegen kommen zahlreiche Feste alttestamentlicher Heiligen vor. Das Fest des Propheten Elia zum Beispiel am 20. Juli sowie die Feste einiger anderer Propheten gehören zu den wichtigeren im Kirchenjahr. Zudem wird in der Eucharistie sowie im Stundengebet oft der Patriarchen und Propheten gedacht. Doch muss man hier kritisch bemerken, dass die Protagonisten des Alten Bundes kaum als Juden wahrgenommen werden, sondern vor allem durch ihre typologische Beziehung zu Jesus Christus und seinem Neuen Bund hervortreten. Übrigens handelt es sich hier vor allem um männliche Heilige; die großen weiblichen Gestalten des Alten Testaments spielen eine untergeordnete Rolle.

5. Schluss

In fast allen Kirchen und Religionen nimmt das rituell-liturgische Verhalten einen zentralen Platz ein. Religionswissenschaftlich ist es nicht außergewöhnlich, dass die römisch-katholische Kirche während des Zweiten Vatikanischen Konzils darlegte, die Liturgie sei „der Höhepunkt und die Quelle“ des ganzen christlichen Lebens. Auch die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands und die dortige Evangelische Kirche der Union stellen in ihrer neuen Agende fest, dass der Gottesdienst „das Herzstück des christlichen Gemeindelebens“ ist. Des Weiteren stellt für die orthodoxe Kirche die Liturgie die absolute Mitte ihres Gemeindelebens da. Gerade weil der Gottesdienst so wichtig war und in unserer modernen westeuropäischen Gesellschaft teilweise noch immer ist, und weil er nicht nur intellektuell ist und viel mehr Menschen „erreicht“ als die akademische Theologie, haben die antijüdischen – teilweise auch drastisch antisemitischen – Aussagen und andere Rituale in der Liturgie eine verheerende Wirkung in Bezug auf die real existierenden Juden und Jüdinnen gehabt und die *Shoah* mit vorbereitet. Wenn Christen und Christinnen Generationen hindurch, jahrhundertlang, solche Aussagen im Gottesdienst hören, dann bildet und beeinflusst dies ihre Anschauungen. Gerade aufgrund der Bedeutung der Liturgie für so viele christlich getaufte Menschen, sollte die zentrale Stellung Israels, des Judentums, in ihr sichtbar, hörbar, erfahrbar gemacht werden und so kann sie zu einem positiven christlichen Bild des Judentums beitragen (obwohl die Liturgie natürlich nicht nur eine didaktische Funktion hat). Es müsste mindestens in der christlichen Liturgie klar werden, dass sie die jüdische nicht aufhebt, sondern den jüdischen Geist des Vertrauens zum Namen Gottes, zu Seiner Anwesenheit bestätigt. Tatsächlich, Jesus schaffte die Trennung zwischen ritueller Reinheit und Unreinheit ab, er vergeistigte den Tempelkult und er war davon überzeugt, dass in ihm das Reich Gottes gekommen war. Er machte den „Alten Bund“ jedoch nicht überflüssig, sondern lebte aus dem Geist der *Tora* und interpretierte sie prophetisch. Gott handelte in Jesus Christus, ohne die jüdische Tradition „auszuschalten“.

Es gibt in allen christlichen Kirchen gewiss noch viele Desiderata. Ein relevantes Arbeitsfeld betrifft beispielsweise die bildende Kunst. Zwar scheinen die schroffe Gegenüberstellung der gedemütigten Synagoge und der triumphierenden Ecclesia, geschweige denn die verletzende Darstellung der „Judensau“, Bilder der Vergangenheit zu sein, aber es bleibt eine wichtige Aufgabe, zu einer christlichen bildenden Kunst zu gelangen, in der die Ereignisse des *Tenach* und die jüdische Tradition didaktisch gut, schön und begeisternd dargestellt werden.

Wichtige Fragen betreffen die Benutzung des Alten Testaments in der christlichen Liturgie. Wie wird der *Tenach* gelesen? Wie ist die Dramaturgie des Verlesens (bloß die erste Lesung als Vorspiel zum feierlichen Vortrag des ‚Eigentlichen‘, nämlich des Evangeliums, das mit Kerzen, Weihrauch usw. vorgetragen wird)? Was wird aus dem Alten Testament gelesen, was wird *nicht* gelesen? Wie wird das Alte Testament erklärt? Ausschließlich typologisch oder im Respekt vor seinem Eigenwert?

Eine breitere Frage, die den Rahmen der Liturgie übersteigt, hier nicht behandelt werden kann und trotzdem für den Gottesdienst relevant ist, betrifft die Polemik im Neuen Testament gegen die Juden und Jüdinnen, die Jesus von Nazareth als den Messias ablehnen. Wie ich schon erwähnte, begegnen wir dieser Polemik in den Lesungen während des Gottesdienstes, unter anderem bei der Verlesung der Johannespassion am Karfreitag. Es wäre wichtig, antijüdischen Deutungen bei den am Gottesdienst Teilnehmenden zuvorzukommen, vor allem durch angemessene Kommentare und Hinweise vor oder nach der Verlesung. An pfarrgemeindlichen Katecheseabenden sollten einschlägige Fragen untersucht werden, wie z.B. die Frage, ob es sich im Johannesevangelium (dort, wo es um die *Ioudaioi* als Gegner Jesu, die jüdischen Behörden, geht) noch um eine intern-jüdische Debatte oder schon um eine Frühphase des christlichen Antijudaismus handelt.

Was die Frage des neutestamentlichen „Antijudaismus“ betrifft, befinden wir uns auf „Glatteis“, denn es müsste einen hermeneutischen Schlüssel geben, um die divergierenden Auffassungen im Neuen Testament selber über den Teil des Judentums, der Jesus als Messias ablehnte, zu sichten. Es scheint mir, dass zum Beispiel die positiven Aussagen von Paulus im Römerbrief über das Judentum (Röm 9-11) wichtiger sind als die Polemik in der Apostelgeschichte, weil die letztere mehr situationsbedingt ist und die erstere grundlegender und der gesamtbiblischen Sicht des ewigen, unwiderruflichen Bundes Gottes mit Seinem Volk mehr entspricht. Die prophetische Vision von Gerechtigkeit und Frieden für alle (beispielsweise im Buch Jesaja) sprengt die Ausgrenzung von Menschen aufgrund ihrer Volkszugehörigkeit, ihres Geschlechtes usw.

Es ist noch viel Arbeit zu leisten, nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch was die Vermittlung der gewonnenen Einsichten an die „Basis“ betrifft. Obwohl es einige „kritische Gemeinden“ gibt, in denen das jüdische Erbe im Gottesdienst und Lehrhaus forciert wird, muss in den meisten Pfarrgemeinden noch ein erhebliches Maß an Bildungsarbeit stattfinden. Besonders der Predigt kommt hier eine wichtige Aufgabe zu. Viele Christen und Christinnen, einschließlich Pfarrer(innen) und Theolog(inn)en, sind noch immer der Ansicht, die christliche Kirche sei „das wahre Israel“ und der „Alte Bund“ sei durch den Neuen, exklusiv im Christentum anzutreffenden Bund ersetzt worden. Sie glauben, das Judentum spielte vor der Geburt Christi eine wichtige Rolle in der Heilsgeschichte, nachher jedoch nicht mehr. Auch wenn das Judentum sicher Existenzrecht hat, ist ihrer Meinung nach die jüdische Religion für die christliche irrelevant.

Bildungsarbeit ist also langwierig. Antijüdische Traditionen vieler Jahrhunderte können kaum in nur wenigen Jahrzehnten abgebaut werden. Es wird gewiss einen Großteil des 21. Jahrhunderts benötigen, um die Einsicht der Kontinuität der Gottesoffenbarung in der ganzen Schrift, sowie die Erkenntnis, dass das „Christentum“ ein wilder, dem edlen jüdischen Ölbaum eingepfropfter Zweig ist, in der Liturgie usw. zu verarbeiten.

Die Liturgie soll die Begegnung der Gemeinde mit dem lebendigen Gott, der sowohl als ganz nah als auch als sehr fern erfahren werden kann, ermöglichen. Sie soll die Vision von der Befreiung durch Gott aus dem Sklavenhaus, aus Armut und Hunger vermitteln, die utopische Perspektive von Freiheit, Speis und Trank und Unterkunft für alle, Leben in Frieden und Gesundheit, Erbarmen und Versöhnung, einer neuen Welt und einer ständigen Aktualisierung

des Gottesbundes. In dieser Utopie von *Shalom* spielt die jüdische Religion mit ihrer Erfahrung von Schöpfung, Exodus, *Tora* und Heiligung des Gottesnamens sowie mit ihrer prophetisch kritischen Vision eine unentbehrliche, zentrale Rolle. Zudem kann sie die christliche Liturgie bereichern mit ihrer eigenen Gebetsprache und Symbolik der Gotteserfahrung. Eine vergleichende jüdisch-christliche Liturgiewissenschaft ist ein Gebot der Stunde.

(Univ.-Prof. Dr. Basilius J. Groen ist Vorstand des Instituts für Liturgiewissenschaft, Christliche Kunst und Hymnologie sowie UNESCO-Professor für den interkulturellen und interreligiösen Dialog in Südosteuropa an der Universität Graz. Zudem leitet er die Grazer Sektion der ökumenischen Stiftung Pro Oriente.)